



Die immer noch verminten Gebiete in Bosnien umfassen insgesamt eine Fläche zwei Mal so groß wie der Bodensee. Eine Million Menschen leben deshalb in Angst. 2019 sollen die Minen weg sein. Aber diese Zielvorgabe ist nicht bindend. FOTO: AFP

Krieg. Teil zwei

Bosnien-Herzegowina ist das Land in Europa, wo die meisten Minen vergraben sind. Obwohl die Kämpfe 1995 zu Ende gingen, sterben noch immer Menschen. Ein Besuch bei Trauernden, Ängstlichen und Verstümmelten

VON TIM NESHITOV

Hanife Hasanamidzic hat den Bosnien-Krieg von 1992-1995 nicht erlebt. Sie wurde erst 1996 geboren, ein Jahr nach dem Friedensabkommen von Dayton. Doch im vergangenen Herbst holte sie der Krieg ein. Am Morgen des 22. November trat Hanifes Mutter beim Holzsammeln auf eine Landmine. Sie starb auf der Stelle. „Da drüben auf dem Hügel“, sagt Hanife. „Links von der Lichtung. Ich habe die Explosion gehört. Kurz danach kam der Schulbus.“

Hanife wohnt im Dorf Hodzici in Nordbosnien zusammen mit ihrem Vater Salih Hasanamidzic. Er ist 55 und hat den Bosnien-Krieg überlebt. Den grünen, verminten Hügel sehen die beiden aus dem Fenster eines Raumes, der ihnen als Küche, Ess- und Wohnzimmer dient. Aus ihren Schlafzimmern sehen sie weitere bewaldete Hügel. Auch die sind vermint. „Ich hasse Hügel“, sagt Hanife. „Ich will irgendwo leben, wo die Erde flach ist.“

Hier, an der Grenze zwischen dem bosnischen Teil von Bosnien-Herzegowina und dem serbischen Teil, der Republika Srpska, leben viele Menschen so. Mit Erinnerungen an den Krieg, und mit der Angst, vom Krieg eingeholt zu werden. Wo einst die Frontlinie verlief, ragen heute rote Warnschilder aus dem Gebüsch. Totenköpfe, gekreuzte Knochen: „Vorsicht Minen“. An ihnen fährt Hanifes Schulbus vorbei.

Die Mine, die im vergangenen November seine Frau tötete, verletzte ihn an beiden Beinen

Salih Hasanamidzic raucht Kette und kratzt die Narben an seinem Rücken. Im Krieg wurde er von serbischen Granatsplittern getroffen. Die Mine, die im vergangenen November seine Frau tötete, verletzte ihn an beiden Beinen. Mittlerweile kann er wieder ohne Krücken laufen. „Manchmal will ich nur noch tot sein“, sagt er. „Hanife kommt schon alleine zurecht.“ Hanife lächelt, wie sechzehnjährige Mädchen lächeln, wenn ihre Eltern Quatsch erzählen. „Sie ist ein großes Mädchen“, sagt Salih.

Nicht nur diese Grenzgegend ist von Minen verseucht. Bosnien ist das am stärksten verminten Land Europas, fast eine Million Menschen leben hier ähnlich wie die Familie Hasanamidzic. Das ist ein Viertel der Bevölkerung. Das sind Menschen, die nicht wie die Bewohner von München oder Berlin gelegentlich ihre Häuser verlassen oder vergeblich auf ihre S-Bahn warten, weil gerade eine Fliegerbombe aus dem Zweiten Weltkrieg entschärft wird. In vielen bosnischen Dörfern hören Menschen regelmäßig Explosionen, mal näher mal ferner, mal tief im Wald, mal am Rande ei-

nes Feldes. Sie wissen dann nicht, wer diesmal eine Mine ausgelöst hat. Ein Wildschwein. Ein Mann. Ein Kind. Eine Frau. Die eigene Frau.

Im März traten zwei junge Männer in der Nähe der Kleinstadt Lukovac auf Minen, beide starben. Beide hatten 1995 das Massaker von Srebrenica überlebt. Im August starb Tarik Bijelic, ein Junge aus dem Dorf Olovsko Luke. Er wurde sechs Jahre alt und das siebte Todesopfer in diesem Jahr. Seit dem Ende des Krieges sind 591 Bosnier von Minen getötet worden. Die meisten starben, als sie Brennholz oder Kräuter sammelten, Beeren oder Pilze.

Nach dem Ottawa-Abkommen von 1997, der den Einsatz und die Herstellung von Landminen verbietet, hätte Bosnien bereits vor drei Jahren minenfrei sein sollen. Vereine wie Handicap International und ausländische Regierungen haben das Land dabei unterstützt. Allein der International Trust Fund For Demining and Mine Victims Assistance, eine von Slowenien gegründete Initiative, hat mehr als 360 Millionen Dollar gesammelt. Man konnte so viel Geld sammeln, weil Landminen nun als Waffen gelten, derer man sich schämt. 160 Staaten haben den Ottawa-Vertrag unterschrieben. Die Organisatoren der Verbotskampagne, die diesen Vertrag erzwang, erhielten 1997 den Friedensnobelpreis. Zuletzt ist Tuvalu dem Vertrag beigetreten, ein Inselstaat im Stillen Ozean. Nicht beigetreten sind die großen Hersteller: die USA, Russland, Israel, China.

In Bosnien werden keine Minen mehr gelegt, die meisten Städte und Agrarfelder gelten als sauber. Aber 1300 Quadratkilometer bosnischen Bodens bleiben vermint, rechnet man diese Flächen zusammen, kommt man auf ein Gebiet mehr als doppelt so groß wie der Bodensee. Nachdem es mit der Ottawa-Frist von 2009 nicht geklappt hat, beschloss die Regierung in Sarajewo, dass die verbleibenden Minen bis 2019 verschwinden sollen. Die Regierung hätte sich aber auch eine Frist bis 2029 geben können. Oder 2039. Die Versprechen sind nicht bindend.

Salih Hasanamidzic hat in seinem Dorf noch nie einen Minenräumer gesehen. Ende der Neunzigerjahre hätten lediglich dänische Friedenswächter ein Stück Gelände entmint, sagt er, rund um das eigene Lager. Die Friedenswächter sind längst abgezogen. Der Frieden ist ja nun da.

„2002 verlor ein Bruder von mir im Wald seine beiden Beine“, sagt Salih. „2008 kam ein anderer Bruder um.“

Wer in Bosnien die Frage stellt, warum so viele Menschen sterben, obwohl der Frieden da ist, bekommt viele Antworten. Wir brauchen mehr Geld, sagen die Behörden. Wir brauchen weniger Korruption, sagen die Minenräumer. Wir brauchen jemanden, dem wir nicht egal sind, sagen die

Opfer. Manche Opfer sind selber schuld, sagen andere Opfer.

Bei einer Reise durch vermint bosnische Dörfer ist es deswegen gut, jemanden wie Zoran Panic dabeizuhaben. Er legte einst selbst Minen. Dann trat er auf eine. Heute arbeitet er für *Inicijativa preživjelih od minam*, eine Initiative von Überlebenden, die sich um Überlebende kümmern. Panic ist 39, er ist Serbe, im Krieg kämpfte er für die Armee der Republika Srpska. Diese Armee schlachtete 1995 in Srebrenica achttausend bosnische Männer und Jungen ab. Panic war zu der Zeit kein Soldat mehr, ihm fehlte ein Fuß.

„Es hat bum gemacht, und mein Fuß war weg. War eine Pastete.“ Eine Antipersonenbombe

Er klopft Salih auf die Schulter: „Wir haben 1992 aufeinander geschossen!“ Das stimmt zwar nicht, er schoss auf Muslime in Voza, zwanzig Kilometer weiter südlich. Das wissen sie beide, aber Panic will einen Scherz machen. Und Salih lacht. Er kennt Zoran Panics Geschichte.

Am 11. Oktober 1992 war Zoran auf Patrouille in einem Wald nahe Voza. Es regnete, es war fünf Uhr morgens, er war 18. Er hörte eine Explosion und rannte los. „Es hat bum gemacht, und mein Fuß war weg. War eine Pastete.“ So heißen hier Antipersonenminen, die wie eine Konservendose aussehen. Zoran weiß nicht, wer die Pastete gelegt hatte, die eigene Einheit oder die bosnischen Soldaten.

„Ich wusste eh nicht, wofür wir kämpften. Mein bester Schulfreund war ein Moslem, dann wurden wir beide als Soldaten eingezogen. Ich habe erst nach dem Krieg begriffen, dass wir missbraucht wurden.“



Hanife Hasanamidzic mit ihrem Vater kurz nach dem Unfall. Und als Zwölfjährige mit ihrer Mutter.

Panic hat zwei Kinder. „Als sie klein waren, fragten sie: Was macht die Prothese in Pappas Hose, und ich sagte: Eine Schlange hat Papa ins Bein gebissen. Nun wissen sie die Wahrheit, und ich sage: Ihr sollt gute Menschen sein. Seid einfach gute Menschen.“

Panics Stiftung hat Salih und Hanife fünf Kubikmeter Brennholz geschenkt, das reicht für einen ganzen Winter. Bald bekommen sie auch zehn Ziegen. Das alles brauchen sie, denn Salih geht nicht mehr in den Wald und hat es auch seiner Tochter verboten. Nun können sie sich das erst mal leisten, nicht in den Wald zu gehen. Salih war im Fernsehen, mit seinen bandagierten Beinen. Der Bürgermeister der Kreisstadt Doboj, ein Serbe, spendete 1000 bosnische Mark, etwa 500 Euro. Eine Familie kaufte Hanife einen Rechner, eine andere übernahm die Kosten für den Schulbus. Der Schulbus kostet 45 Mark im Monat. Das ist fünf Mark mehr als die Rente, die Salih für seine Kriegswunden bekommt.

„Die Hilfe kommt hier, wenn jemand schon tot ist oder verstümmelt“, sagt er. „Schauen Sie.“ Hanife hat Bilder ihrer Mutter auf den Tisch gelegt. „Sie hieß Schaza. Wir haben gleich nach dem Krieg geheiratet. Ihr erster Mann wurde im Krieg getötet, sie hatte mit ihm acht Kinder. Hanife wurde für sie das neunte.“

Auf einem Foto sieht man Hanife mit ihrer Mutter. Sie sitzen auf einer Couch, Hanife ist zwölf, sie trägt große runde Ohringe und hat ihren Arm um die Mutter geschlungen. Ihre Mutter hat die Arme im Schoß gekreuzt und schaut ruhig in die Kamera. Sie könnte auch Hanifes Großmutter sein.

„Ich will hier weg“, sagt Hanife. „Aber wir kommen hier nicht weg.“ All ihre Verwandten, die Brüder und Schwestern aus der ersten Ehe ihrer Mutter wohnen hier an der Grenze. „Man braucht Geld, um hier



wegzuziehen. Man braucht eine Bleibe woanders. Wir haben nur dieses Haus.“

Das einstöckige Haus aus roten Ziegelsteinen wurde drei Jahre nach dem Krieg mit deutscher Hilfe gebaut. Da die Wände nicht verputzt sind, sieht es immer noch nach einer soliden, fast fertigen Baustelle aus. Auf einem Betonbalken neben dem Eingang hängt ein Schild: „Sponsored by GERMAN GOVERNMENT.“

Salih Hasanamidzic hat es seit 1998 nicht geschafft, die Wände zu verputzen. Kein Geld, sagt er. Das war die Bedingung des German Government: Wir bauen das Wesentliche, den Rest müssen die Kriegsopfer erledigen. Ein Haus, das Salih selbst gebaut hatte, war im Krieg zerstört worden. Das Haus aus roten Ziegelsteinen steht genau an seiner Stelle. „Ich habe die Deutschen gefragt, ob sie das Haus woanders bauen können, wo es keine Minen gibt. Sie sagten, wir können es nur hier bauen. Sie hatten ihre Vorschriften. Als das Haus fertig war, kam ein großer Deutscher und schaute nach, ob alles in Ordnung war. Alles war in Ordnung, und er ging.“

Es gibt Menschen, sagt Salih, die in verminten Wäldern Holz sammeln, obwohl sie es nicht brauchen. „Sie haben sogar Traktoren, sie haben genug zum Überleben. Sie riskieren ihr Leben, um ein bisschen mehr zu verdienen. Das verstehe ich nicht.“

Im Dorf Lukavica, eine halbe Autostunde entfernt, lebt die Familie Aljic. Ein Besuch bei dieser Familie macht sogar Zoran Panic ratlos, den fröhlichen serbischen Ex-Soldaten. Razija Aljic, eine 42 Jahre alte Frau mit müdem Blick und kurzem Haarschnitt, verlor am 1. August 2011 ihren Sohn Jusuf. „Wir mussten seine Körperteile im Wald zusammensuchen“, sagt sie. Neben ihr sitzt Jusufs Witwe mit ihrem neunjährigen Sohn und der sechsjährigen Tochter. Die Tochter heißt Bahreta, sie gräbt mit ihrer Sandschaufel ein Loch in die Couch. „Geht alle heim! Es ist Zeit zu baden!“ Am 1. August im vergangenen Jahr starb auch Bahretas Onkel Ibrahim. Seine Körperteile brachten sie ebenfalls in einer Kiste nach Hause.

Razija Aljic erzählt, wie ein anderer Sohn von ihr bereits 1996 auf eine Mine trat und nur 19 Jahre alt wurde. Wie ihr Mann 1998 seine Beine verlor und im Krankenhaus starb. „Er trank schwer. Er sammelte Holz, um Geld für seine Schnäpse zu haben. Die Kinder mussten immer mitkommen. Er war ein schwieriger Mensch.“

Zoran Panic, der Ex-Soldat, blickt in den Boden. Er versteht das nicht.

Und nach dem Tod ihres Mannes, da ließ sie ihren Sohn Jusuf weiter Holz sammeln? „Ich konnte ihn nicht aufhalten. Jusuf wollte unbedingt ein schönes Haus bauen. Er nahm einen Kredit auf.“

Es gibt genug ausgebildete Minenräumer in Bosnien, viele von ihnen sind sogar

arbeitslos, weil niemand sie nach Hodzici oder Lukavica schickt. Dusan Gavran, Chef des Minenaktionszentrums, der obersten zuständigen Behörde, sagt, ihm fehle das Geld. Bis 2019 könne Bosnien ein minenfreies Land werden, er brauche dafür 40 Millionen Euro jährlich. Zuletzt habe er mit 25 Millionen auskommen müssen.

Zafer Kumbara, Geschäftsführer der nichtkommerziellen Entminungsorganisation Pro Vita, sagt, die Welt habe schon viel Geld nach Bosnien überwiesen. „Es wird oft veruntreut. Bitte kontrolliert doch, was mit eurem Geld passiert!“ Kumbara wurde im Krieg am Kopf verletzt, ein Granatsplitter wandert noch unter seiner Schädeldecke. „Für mich ist der Krieg erst aus, wenn der letzte Feind besiegt ist“, sagt er. „Der letzte Feind sind die Minen.“

Pro Vita ist eine der wenigen Organisationen, deren Minenräumer nicht zu Tode kommen. „Es kommt auf die Sicherheitsstandards an, unsere sind hoch und deshalb teuer“, sagt Almedina Music von Handicap International, einem Verein, der die Minenräumer von Pro Vita und anderen Organisationen geschult hat. Seit dem Ende des Krieges sind 49 bosnische Minenräumer im Feld gestorben. Die meisten arbeiteten für Firmen, die ihre Kosten drücken und so die meisten Aufträge bekommen.

Günstige Minenräumer kosten weniger Geld. Aber mehr Minenräumer das Leben

Bis vor Kurzem wurde Pro Vita über Handicap International auch vom Auswärtigen Amt unterstützt. Neuerdings aber lässt Deutschland nach SZ-Informationen sein Geld günstigeren Minenräumern zugutekommen. Eine Anfrage dazu ließ das Außenministerium unbeantwortet.

In Sarajewo erzählt ein Kriegsveteran von seiner Begegnung mit Dusan Gavran, dem Chef des Minenaktionszentrums. Der Veteran heißt Nijaz Memić, er ist paraplegisch und will eine Skischule für Minenopfer gründen, findet aber keine Sponsoren. Im September 1993 verlor er einen Fuß. Er war Soldat in der bosnischen Armee und trat auf einem der Hügel bei Sarajewo auf eine Mine. Der oberste Minenräumer von heute, Dusan Gavran, leitete damals den Ingenieursstab der serbischen Armee. 2005 trafen die beiden aufeinander auf einem anderen Hügel bei Sarajewo.

Ein vermintes Haus musste gesprengt werden, Memić klärte im Auftrag einer italienischen Stiftung die Anwohner auf. Auch Gavran schaute vorbei. Die Gegend war ihm bekannt, seine Truppen hatten dort einst Minen gelegt. Memić sagt, Gavran habe geplaudert, als hätte er dort mal gepicknickt: „Er sagte: Die Bäume da, die sind aber gewachsen.“